

Erschienen in: *Wespennest* 141, 12/2005.

Ungleichheit und Geschlecht

Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005.

Anita Aigner

Seit Jahren angekündigt, nun endlich erschienen: Pierre Bourdieus deutsche Übersetzung von „La domination masculine“ (1998) – Endpunkt und Ergebnis eines systematischen Durchdenkens des Geschlechterverhältnisses, zu welcher der 2002 verstorbene Soziologe, wie er selbst freimütig einräumt (S. 198), vom feministischen Diskurs angeregt worden war. Ein feministisches Buch also, von einem männlichen Autor geschrieben? Nein, kein feministisches Buch, wenn damit die Suche nach dem Weiblichen als dem Anderen und Ursprünglichen gemeint ist, aber ein politisches und also auch feministisches, wenn damit die Aufdeckung gesellschaftlicher Zwänge, die Kritik an der Benachteiligung von Menschen aufgrund ihres Geschlechts (ihrer Sprache, Ethnizität oder Hautfarbe), die Entnaturalisierung der als selbstverständlich erfahrenen sozialen Ordnung und der darin eingeschriebenen Strukturen der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern verbunden ist.

Wenn Bourdieu betont, dass er sich „erst nach langem Zögern und mit größter Behutsamkeit auf dieses äußerst schwierige und heute fast gänzlich von Frauen monopolisierte Gebiet [der Frauen- und Geschlechterforschung/Gender Studies A.A.] gewagt“ hat (S. 197), so klingt dies vorsichtig und zurückhaltend, aber auch bescheiden angesichts der Tatsache, dass die Kategorie Geschlecht (verstanden als sozialer Differenzierungs- und Ungleichheitsfaktor) in seinen thematisch breit angelegten Arbeiten – angefangen von seinen frühen ethnologischen Studien über seine soziologisch-empirischen Forschungen zum Bildungssystem bis hin zu seinen von kulturellen Vorlieben abhebenden Analysen der Sozialstruktur – seit jeher mitgedacht war. Sichtbar in den Vordergrund getreten ist „die Geschlechterfrage“ aber erst in der Spätphase seines Forscherlebens. Im Jahr 1990 erscheint zunächst der Aufsatz „La domination masculine“ in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales*, und wohl ermutigt durch die wohlwollende Aufnahme im deutschen feministischen Diskurs¹ folgt acht Jahre später (1998) das unter dem gleichnamigen Titel erschienene und nun in deutscher Fassung vorliegende Buch, mit dem Bourdieu nicht nur der Frauen- und Geschlechterforschung einige wichtige

Anregungen liefert, sondern auch einer politischen Praxis den Boden bereiten will, welche die als naturgegeben erfahrenen, mit Benachteiligung und Demütigung einhergehenden Unterschiede – wie sie eben *auch* mit der Ungleichheit von Mann und Frau gegeben sind – außer Kraft setzen soll.

Dass Bourdieu für die vorliegende Arbeit nicht eigens empirische Forschungen angestellt hat, sondern auf ältere Forschungen zurückgreift – er rekurriert im ersten Kapitel auf seinen „ältesten“ Untersuchungsgegenstand, die kabyllische (Männer)Gesellschaft –, mag jene, die sich neue soziologische Forschungsergebnisse über die aktuelle Lage der Geschlechter erwarten, enttäuschen, bedeutet jedoch keinesfalls, dass der Bezug zur Gegenwart aufgehoben wäre. Im Gegenteil – wie schon in *Die feinen Unterschiede* (1982, 1979) bietet sich der Leserin/dem Leser die Gelegenheit, sich selbst als Gegenstand der Analyse zu entdecken und an sich selbst die intime Kleinarbeit geschlechtsbezogener symbolischer Konstruktionen zu erforschen. Was unter anderem auch bedeutet, in den eigenen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, in den eigenen Vorstellungen und Handlungen Bruchstücke und Spuren einer androzentrischen (d.h. vom Mann als Maßstab und Norm ausgehenden) Weltsicht aufzuspüren, die von früheren Generationen, ja ältesten, archaischen Gesellschaften überkommen ist. Von der Annahme ausgehend, dass der – ursprünglich durch geschlechtsspezifische Einsetzungsriten und durch Einreihung der Eigenschaften männlich/weiblich in das System von kosmologischen Gegensätzen einer mystischen Weltsicht – zur Institution verfestigte, also naturalisierte soziale Unterschied zwischen den Geschlechtern noch immer in uns fortwirkt, ist es nur schlüssig, dass Bourdieu seinen Beitrag zum Geschlechterdiskurs von der Vergangenheit, von einer geschichtlichen Gesellschaft her aufrollt.

Wenn Bourdieu also vierzig Jahre nach seinem (durch den Militärdienst veranlassten) Aufenthalt in Algerien (1956-1961) wieder auf den nordafrikanischen Berberstamm der Kabylen zurückkommt, so tut er das, um männliche Herrschaft in „Reinkultur“ vorzuführen. Dies aber nicht, um aus dem Kontrast heraus den Wandel des Geschlechterverhältnisses, die Errungenschaften und Fortschritte in der Gleichbehandlung fühlbar zu machen, sondern um – ganz im Gegenteil – auf die Kontinuitäten, die verborgenen Konstanten der männlichen Ordnung aufmerksam zu machen, die (je nach Erziehung und Bildung in unterschiedlichem Maße) nach wie vor in unserer Sprache, unseren Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, aber auch in unserem körperlichen Verhalten eingelassen sind. Er konfrontiert uns mit einer entlegenen, ganz nach dem Prinzip der männlichen Dominanz organisierten Welt, um in uns den „Menschen von gestern“, der nach Durkheim den „unbewussten Teil in uns“ bildet,

wachzurufen, um der Geschichtlichkeit unserer Einteilungsprinzipien gewahr zu werden und damit eben auch unser doxisches² Verhältnis zur Welt aufzubrechen. Jenes Aufgehobensein im *common sense*, das dafür verantwortlich ist, dass so vieles für selbstverständlich genommen wird, was es eigentlich nicht ist, und so vieles als „natürlich“ angesehen wird, was eigentlich das Produkt einer langwierigen und kollektiven Konstruktions- und Verewigungsarbeit ist – wie eben auch das soziale Geschlecht (*gender*), das, obwohl es dem biologischen Geschlecht (*sex*) „anhaftet“ und dementsprechend veränderbar ist, als naturgegeben erscheint.

Die Strategie für den „Laborversuch“, den Bourdieu für seine LeserInnen vorgesehen hat, damit sie die willkürliche Grenze zwischen den sozialen Geschlechtern (wie die Grenze zwischen Hetero- und Homosexuellen, aber auch zwischen Kunst und Nicht-Kunst, zwischen Nationen, wissenschaftlichen Disziplinen usw.) nicht wie üblich als legitim und natürlich anerkennen, sondern eben als willkürlich erkennen, lässt sich knapp zusammenfassen: er setzt die ethnologische Beschreibung einer zeitlich und örtlich entlegenen sozialen Welt gezielt als Werkzeug für eine „historische Archäologie des Unbewussten“ (S. 97) ein. Wie Freud verfolgt Bourdieu die Anamnese, also die Wiederaneignung bzw. Wiederentdeckung einer verborgenen, weil verloren gegangenen, aber immer schon dagewesenen Erkenntnis. Doch während sich die *Psychoanalyse* auf einen individuellen Konstitutions- und Rekonstruktionsprozess des Unbewussten konzentriert, dessen gesellschaftlicher Aspekt sich auf eine universelle (also gesellschaftlich immer unbestimmt bleibende) Familienstruktur reduziert, ist die *Sozioanalyse* auf „die Phylogenese und Ontogenese eines zugleich kollektiven und individuellen Unbewussten“ gerichtet (S. 99). Tatsächlich vermag der sozialhistorische Exkurs, insofern er dazu zwingt, die eigene Teilhabe an jenem kollektiven Unbewussten zu entdecken, bei Leserinnen wie Lesern ein Gefühl der Vertrautheit wecken, zugleich aber auch zu einem irritierenden, schockhaften Erlebnis werden. Auch oder gerade für Frauen, die sich für emanzipiert halten, und für Männer, die sich Frauen gegenüber wohlmeinend dünken. Denn mit Bourdieus Analyse steht eben auch die nicht so leicht zu akzeptierende Einsicht in die „Mitarbeit“ der Beherrschten an der sie unterdrückenden Ordnung auf dem Plan. Das Eingeständnis jener (unbewusst bleibenden) Akte der Unterwerfung, die auf *symbolischer Gewalt* beruhen, das heißt auf einer „weichen“ Form von Gewalt, die nichts mit physischer Gewalt oder verletzendem Sexismus zu tun hat, sondern einzig auf Anerkennung der etablierten Ordnung beruht und die deshalb, weil ihre Mechanismen von den Beherrschten wie Herrschenden so tief verinnerlicht sind, so schwer zu erkennen und zu verändern sind.

Trotz der heute sichtbaren Veränderungen und Verbesserungen für Frauen geht Bourdieu also davon aus, dass in unseren Köpfen und Leibern noch immer alte Strukturen fortwirken, dass die „phallo-narzißtische“ Sicht vormoderner bzw. präkapitalistischer Gesellschaften, die sich im mediterranen Raum relativ lange ungebrochen behauptet hat (und für ihn paradigmatisch in der geschichtlichen Gesellschaft der nordafrikanischen Berber realisiert ist), in unseren kognitiven und sozialen Strukturen (wenn auch nur in Spuren) noch immer lebendig ist. Als Überbringer einer solchen Hiobsbotschaft hat sich Bourdieu freilich nicht nur Freunde gemacht. Im Gegenteil. Der Umstand, dass er die Konstanz der zwischen den Geschlechtern bestehenden Herrschaftsbeziehung betont, hat bei manchen Feministinnen für Unverständnis gesorgt und heftige Gegenreaktionen ausgelöst. Das Buch suggeriere Ausweglosigkeit, die von unsichtbaren Machtstrukturen bestimmten Verhältnisse, deren Opfer letztlich alle seien, wären von Bourdieu zu deterministisch ausgelegt.

Nicht selten, wenn die „Wissenschaft vom Verborgenen“ (Durkheim) Unannehmlichkeiten zutage fördert, wird der Überbringer der schlechten Botschaft für die Botschaft selbst verantwortlich gemacht. Da helfen auch die Vorsichtsmaßnahmen des Autors nicht viel, der (in der Befürchtung, die Feststellung des hartnäckigen Fortbestehens einer geschlechtlichen Teilung der Welt könne ihm als Einfrieraktion und Naturalisierung ausgelegt werden) zurecht daran erinnert, dass jede Politik einer geschichtlichen Umgestaltung, will sie sich nicht zur Ohnmacht verurteilen, die geschichtlichen Mechanismen zu kennen hat, die für Enthistorisierung und Naturalisierung verantwortlich sind. (S. 177) Gegen jene, die in der Analyse des geschlechtlich Unbewussten einen Angriff auf die Leistungen des Feminismus sehen, ist also anzuführen, dass jede wissenschaftliche Erklärung, die Löcher in die schützende Haube des fraglos Gegebenen zu schießen vermag und damit das eigene Dasein besser zu verstehen erlaubt, eine notwendige Voraussetzung für die Veränderung der sozialen Verhältnisse schafft. Die Offenlegung der dem alltäglichen Bewusstsein sich entziehenden Herrschaftsverhältnisse bedeutet nicht deren Sanktionierung, sondern einen Schritt in Richtung Möglichkeit, sie zu kontrollieren. Soweit das Plädoyer für eine selbstreflexiv-kritische Soziologie und deren emanzipatorisches Potenzial. Nun zu den Schwachstellen der Analyse.

Mag es sich bei den meisten, gegen Bourdieu vorgebrachten Vorwürfen auch um Missverständnisse und gängige Fehlinterpretationen handeln – ob nun dem Halbverstehen geschuldet oder aus verletzter (feministischer) Ehre geboren –, so verdient doch die Annahme von der Konstanz der männlichen Herrschaft eine nähere Betrachtung. Nicht dass die Konstanz des geschlechtlichen Strukturierungsprinzips oder die Ausbildung

geschlechtsspezifischer Habitus als solche in Frage stünden – auch in Zukunft wird die Klassifikation von Dingen, Verhaltensweisen und Personen als „weiblich“ oder „männlich“ zu den Selbstverständlichkeiten der sozialen Praxis zählen, und es wird sich auch die unendliche Arbeit der Maskulinisierung des männlichen Körpers wie die der Feminisierung des weiblichen Körpers beharrlich fortsetzen –, allein Bourdieus Behauptung von der „transhistorischen Konstanz“ des an geschlechtliche Differenz geknüpften Herrschaftsverhältnisses gibt zu denken.

Bourdieu hat wohl recht mit der Einschätzung, dass die androzentrische Weltsicht – nicht zuletzt aufgrund der „objektiven Komplizenschaft“ von Frauen (die darauf beruht, dass sie als Unterdrückte keine anderen Deutungsmuster zur Verfügung haben als die vom dominanten männlichen Blick aus konstruierten) – nicht so leicht aus der Welt zu schaffen ist. Diese Prognose ist unerfreulich, und sie ist mit dem Ernst eines der soziologischen Aufklärung verpflichteten Wissenschaftlers vorgebracht, der den Prozess der wissenschaftlichen Desillusionierung ziemlich kompromiss- und schonungslos fortreibt, ja fortreiben muss. Seine Entscheidung, die Aufmerksamkeit nicht den sichtbaren Veränderungen, sondern dem Fortbestehen der unsichtbaren Strukturen zu schenken, ist Teil seiner politischen Praxis als kritischer Intellektueller und kann als solche nicht Gegenstand der Kritik sein. Allein beurteilt werden kann und soll, ob die vorgebrachten Argumente konsistent sind und einer empirischen Beweisführung standhalten. So schlüssig die Analyse in sich ist und sich auch im methodologisch und theoretisch kohärenten Gesamtwerk einfügt, sie leidet bisweilen doch – ganz untypisch für den empirischen Sozialforscher – am Mangel von Befunden. Nicht nur, dass einige Annahmen in Zweifel zu ziehen sind – etwa die Behauptung, dass männliche Schüler gegenüber ihren weiblichen Kolleginnen generell privilegiert sind (der Lehrkörper würde Jungen bevorzugt behandeln, ihnen mehr Zeit widmen, sie öfter aufrufen usw.) – und heute vielleicht sogar ins Gegenteil verkehrt werden können,³ es entsteht bisweilen auch der Eindruck, dass Bourdieu, was die Inkorporation der geltenden Ordnung betrifft, zu sehr aus seinen eigenen, nun doch mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Erfahrungen schöpft, ja letztlich in den Erfahrungen seiner (vom heutigen Standpunkt aus historischen) Generation befangen bleibt.

So sehr die Gesamtausrichtung der Analyse, die Intention, mit der Bourdieu seine Archäologie des historisch Unbewussten betreibt, gut zu heißen ist – so fragwürdig scheint doch sein Beharren auf der Ewigkeit der männlichen Herrschaft. Kann wirklich von der männlichen Dominanz als einem überzeitlichen, ewigen Phänomen ausgegangen werden? Rückt Bourdieu nicht in die Nähe eines Universalismus, den zu dekonstruieren er selbst

immer angetreten ist? Steht die Annahme einer „transhistorischen Konstanz“ der männlichen Herrschaft bzw. der weiblichen Unterwerfung in letzter Konsequenz nicht auch im Widerspruch zu seiner eigenen Habitus­theorie? Bourdieu hat den Habitus (verstanden als Modell, den Menschen als vergesellschaftetes Subjekt zu denken) nicht nur einseitig als inkorporierte, zur Natur gewordene und als solche vergessene Geschichte gedacht, die für Dauerhaftigkeit im Wandel sorgt, er hat ihn immer auch als hoch anpassungsfähiges und lebendiges, ja sogar unberechenbares und erfinderisches „System“ bestimmt. Was folglich ja auch die Möglichkeit einschliesse, das Geschlechterverhältnis als nicht-hierarchisiert zu leben und die Dispositionen dafür, für eine gleichwertige Wahrnehmung und Behandlung der Geschlechter, weiterzugeben. Allein meine Beobachtungen als Mutter eines 16-jährigen Sohnes einrechnend, der von der Institution Schule dazu angehalten ist, sich in Diskussionen, Aufsätzen und Schularbeiten mit dem Thema Gleichberechtigung auseinanderzusetzen, stehen die Chancen dafür ganz so schlecht nicht.

Doch Vorsicht. Es sollen nicht subjektive Eindrücke und Einzelbeobachtungen voreilig verallgemeinert werden, und vor allem sollte ein Fehler nicht gemacht werden: von „den Frauen“ und „den Männern“ zu sprechen. Vergessen wir also nicht, dass die Inkorporierung von Sichtweisen nie unabhängig von der jeweiligen Position im sozialen Raum, nie unabhängig vom Volumen des in einer Familie vorhandenen ökonomischen und kulturellen Kapitals, nie unabhängig von den individuellen kognitiven und objektiv gegebenen Bildungsmöglichkeiten gesehen werden kann – was Bourdieus Analyse durchwegs als Defizit anzulasten ist. Während er in den *Feinen Unterschieden* klassenspezifische Konsumgewohnheiten in ihrer geschlechtsspezifischen Konnotation zur Darstellung bringt, findet sich in der *Männlichen Herrschaft* keinerlei Hinweis darauf, wie das Geschlechterverhältnis von Männern und Frauen in unterschiedlichen sozialen und geografischen Räumen gelebt wird. Er hat es verabsäumt – und hier scheint er seinen eigenen theoretischen Ansprüchen nicht ganz gerecht zu werden –, die Struktur- bzw. Differenzkategorie Geschlecht mit Klassenlage und Lebensführung zu verknüpfen. Weiters unbehandelt bleibt, ob und in welcher Weise geschlechtsspezifische Identitäten weiterentwickelt und modifiziert werden, ja sich vielleicht sogar gegen die Sozio-Logik der männlichen Ordnung konstituieren.

Abgesehen davon, dass Bourdieu (wohl aufgrund seiner Fixierung auf die fortlaufenden Strukturen) die identitätsverbürgende Funktion geschlechtsspezifischer Habitus nicht wahrhaben kann, hat er auch den Komplexitätsgrad der sozialen Verhältnisse, unter denen sich habituelle Strukturen ausbilden, in seiner Analyse vernachlässigt. Zwischen dem

Interaktionskontext, wie er vor fünfzig Jahren bei einem Berberstamm im Norden Algeriens gegeben war, und wie er etwa heute in den (in Folge von Einwanderungen) multiethnischen urbanen Regionen Westeuropas gegeben ist, besteht ein gewaltiger Unterschied. Im Gegensatz zu traditionellen, vormodernen Gesellschaften, wo sich alle sozialen Akteure auf gemeinsame Werte, auf ein über Jahrhunderte stabilisiertes, gemeinsames kulturelles System stützen, können die Habitus-prägenden Erfahrungen in unserer modernen westlichen Gesellschaft äußerst heterogen und widersprüchlich sein – denken wir etwa an traditionell erzogene Muslime und Musliminnen, die in einem liberalen europäischen Schulsystem mit einem z.T. völlig anderen Wertekanon konfrontiert sind, dadurch aber auch zu erhöhter Selbstreflexivität gezwungen sind. Gleichheit im Geschlechterverhältnis, gegenseitige Anerkennung, Beziehungen, die auf Reziprozität beruhen – all dies scheint bei Bourdieu, wie in seinem (nach getaner Desillusionierungsarbeit versöhnend und tröstlich anmutenden) „Postskriptum über die Herrschaft und die Liebe“ deutlich wird, nur im (Ausnahme)Zustand der Liebe möglich zu sein. Nicht jedoch, wenn sich Männer und Frauen aus Vernunftgründen der Intention zu herrschen enthalten.

Was der politischen Wirkung von Bourdieus Analyse allein Grenzen setzen mag, ist der Umstand, dass er sprachlich innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses verbleibt, sich also nicht in „voraussetzungsloser“ Sprache an eine möglichst breite LeserInnenschaft wendet. Doch darf man von einem Wissenschaftler überhaupt erwarten, dass er – wie der Schriftsteller, der für eine Weile die Literatur Literatur sein lässt, um seine Ansichten wirksam zu verbreiten (denken wir etwa an George Bernard Shaw) – auf das wissenschaftliche Schreiben verzichtet? Darf man von ihm verlangen, dass er, um für alle verstehbar zu sein, nicht als Wissenschaftler spricht? Nun, es wäre gerade von einem Wissenschaftler, der eine sehr genaue Vorstellung von Sprache als einem Herrschaftsmittel hat,⁴ zu wünschen und zu erwarten, dass er seine Erkenntnisse über die soziale Welt gerade den Benachteiligten zur Verfügung stellt, für die allerdings nicht selten die wissenschaftliche Sprache eine Barriere darstellt. Bourdieus Bekanntheit, die er in Frankreich wohl auch seinem Engagement als öffentlich sich zu Wort meldender Intellektueller verdankt, mag da entgegen kommen und dem Buch (nicht nur in Frankreich) eine breite Abnehmerschaft bescheren.

Die Rezeption einer breiten Öffentlichkeit sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass *Die männliche Herrschaft* eine Stellungnahme innerhalb des akademischen Raums der Frauen- und Geschlechterforschung darstellt. Eine Stellungnahme, deren Botschaft klar und deutlich zu vernehmen ist: Frauenforschung darf sich nicht nur auf den häuslichen Bereich der Familie beschränken, sondern hat, um die Effekte männlicher Herrschaft aufzuzeigen, die

Gesamtheit der Reproduktionsinstanzen, also vor allem Schule, Kirche und Staat zu berücksichtigen. Um die Gefahr zu bannen, die nach Bourdieu für die Geschlechterforschung darin besteht, aus der Analyse der Geschlechterverhältnisse ein Spezialgebiet zu machen, wäre die männliche Herrschaft, die aufgrund einverleibter Dispositionen (zum männlichen Dominanzgebaren bzw. zur weiblichen „Tugend“ der Unterordnung) keinerlei Rechtfertigung bedarf, als *ein* Phänomen innerhalb einer umfassenden Analyse der Mechanismen von symbolischer Macht bzw. Gewalt zu behandeln.

Ob nun das Buch zum Untergang der männlichen Herrschaft beitragen wird? Was sich vorerst für das Wissenschaftsfeld sagen lässt, ist Folgendes: Mit Bourdieu hat sich eine Autorität, ein weit über die Grenzen seiner Fachdisziplin wirkender, zu Rang und Namen gekommener *männlicher* Wissenschaftler und Autor des Geschlechterverhältnisses angenommen. Er hat das ganze Gewicht seines Namens in die Waage der Geschlechterforschung geworfen – mit nicht zu unterschätzenden Folgen für die Bewertung eines (innerhalb der androzentrischen Wissenschaftsordnung) marginalisierten und nicht ganz ernst genommenen Forschungsgegenstandes, aber auch für die Selbstobjektivierung des wissenschaftlichen Subjekts. Jedenfalls dürfte (außerhalb der feministischen Neigungsgruppe) das Bedürfnis, den „neuesten Bourdieu“ zu lesen, stärker ausgeprägt sein als die Bereitschaft, sich auf Werke feministischer (Wissenschafts)Theorie einzulassen – mit der Folge, dass feministisches Gedankengut nun auch in bislang Gender-Studies-resistente und -reservierte Köpfe vordringt.

¹ Vgl. dazu: Irene Dölling und Beate Kraus: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, 1997; Beate Kraus: „Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt“, in: Gunter Gebauer, Christoph Wulf (Hg.): Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993, S. 208-250.

² von griech. *doxa*: Ansicht, Meinung, Glaube, im Gegensatz zur wahren Einsicht und Erkenntnis; bei Bourdieu das Universum des fraglos Gegebenen, dem die Menschen unterworfen sind, wenn sie die vorherrschenden und als solche (v)erkannten Wahrnehmungs- und Teilungsprinzipien der Welt akzeptieren.

³ so sind heute männliche Jugendliche dezidiert von Programmen ausgeschlossen; wie zum Beispiel beim sog. „Töchtertage“ (einer Initiative der Wiener Frauenstadträtin Sonja Wehsely), bei dem ausschließlich Mädchen (im Alter von 11- 16 Jahren) die Gelegenheit erhalten, Einblick in den beruflichen Alltag ihrer Eltern zu erhalten; vgl. <<http://www.toechtertage.at>>

⁴ Pierre Bourdieu: Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. (Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques. 1982), Braumüller: Wien, 1990.